



Neuanfang im Rentenalter: Burkhard Schuchmann sagt, er sei „im richtigen Moment ausgeschieden“

SHOTA BENIASHVILI (2)

# „Die Frauen hätten mich fast gelyncht“

Statt seinen Ruhestand zu genießen, wird ein deutscher Topmanager zum Großwinzer im wilden Georgien. Ein Expertengespräch über Spätlesen

Schuchmann herzt Weinarterbeiterinnen und bindet Reben hoch.

Dafür, dass man Sie mal für verrückt erklärt hat, haben Sie aber ein gutes Verhältnis zu Ihren Leuten. Oh, die können auch anders. Letztes Jahr hätten mich die Frauen fast gelyncht. Sie wollten mehr Lohn, als ich ihnen geben konnte. Und eine Georgierin wird in solchen Fällen immer sehr aufbrausend. Das sind feurige Menschen hier.

Wie ging es aus?

Mit einem Kompromiss. Ich habe gelernt, dass ich ein bisschen georgischer werden muss, und habe dafür gesorgt, dass die Leute ein bisschen deutscher werden.

Was bedeutet georgischer?

Man ist ein bisschen ungenauer, hat andere Vorstellungen von Zeiten und Abläufen und ist auch kompromissbereiter.

Warum wird ein früherer Vorstandschef eines MDax-Unternehmens zum Weinbauern im Kaukasus? Vertreiben Sie sich den Ruhestand, oder wollten Sie ernsthaft neu anfangen?

Beides. Anfangs war es ein Hobby, dann hat mich der Ehrgeiz gepackt.

Es ist in gewissen Kreisen in zu winzern. Günther Jauch will es lernen, Hubert Burda sieht es eher philosophisch, RWE-Chef Jürgen Großmann will genießen. Was treibt Sie?

Mich hätte eine etablierte Weinlandschaft nicht interessiert. Dann wäre es ein Finanzinvestment gewesen. Ich wollte was aufbauen, gerade in einem Land, das ich lieben gelernt habe.

Was war die größte Überraschung?

Wie stark man es beeinflussen kann, dass am Ende etwas wirklich besonders Gutes rauskommt. Das fängt beim Feld an und hängt dann von jedem einzelnen Schritt in der Prozesskette ab.

Zuerst braucht man wohl viel Geld. Wie viel haben Sie hier investiert?

Insgesamt bis heute etwa 6,5 Millionen Euro. In Grundstücke und Neubauten, Anlagen, Maschinen und Vorräte.

Was als Hobby begann, soll sich sicher irgendwann rechnen.

Natürlich habe ich einen Businessplan und will mit diesem Weingut Gewinn machen. Das ist schon deshalb nötig, um investieren zu können, neue Reben anzupflanzen, neue Versuche zu machen, zum Beispiel mit Beerenauslesen zu experimentieren. Es geht nicht, dass man immer nur Geld reinsteckt, irgendwann muss sich ein Unternehmen tragen. 2013 oder 2014 wird laut Plan nach Abzug aller Belastungen Geld übrig bleiben.

Traumrenditen schafft man mit Wein eher nicht?

Eine zweistellige EBITDA-Marge ist realistisch, das ist doch gar nicht so schlecht.

Wie groß ist Ihre Ernte heute?

Ich produziere rund 250 000 Flaschen pro Jahr, auf 500 000 will ich kommen. Schuchmann schlendert vom Feld in den Weinkeller und entkorkt eine Flasche.

Was trinken wir da?

Das ist ein Weißwein, Jahrgang 2006. Die Rebsorte heißt Kisi, kommt nur hier vor und ist eine der seltensten in Georgien. Man erntet jedes Jahr im ganzen Land nur etwa 50 Tonnen Trauben. Wir produzieren rund 4000 Flaschen. Dies ist ein ganz besonderer Wein, den man entweder liebt oder fürchterlich findet.

Beschreiben Sie diesen Wein.

Der Kisi wird wie ein Rotwein mit Kernen und Häuten und Stilen vergoren. Er hat eine leichte Säure, das ist von der Farbe her fast eine Art Sherry. Der Kisi passt sogar zu einer guten Zigarre.

Herr Schuchmann, Sie sind eine Enttäuschung. Da muss doch jetzt etwas kommen wie „füllig am Gaumen, mit leicht pfeffrigem Abgang“.

Ach, das ist nicht meine Sprache.

Machen Sie auch Spätlesen? Würde ja passen.

Wir sind noch nicht so weit, aber da wollen wir hin.

Wer soll denn die 250 000 Flaschen jährlich trinken? Die Georgier? Die Menschen sind arm, und wer was besitzt, hat selbst einen Weinberg.

Rund 20 Prozent der Produktion bleiben in Georgien, weil es allen Problemen zum Trotz auch hier Menschen gibt, die sich einen herausragenden Wein ihres Landes gönnen wollen. Der Rest geht in den Export, vor allem nach Deutschland, aber auch nach Schweden, England, in die Benelux-Staaten oder die USA.

Dort wartet doch wirklich niemand auf georgischen Wein.

Warten nicht unbedingt, aber anspruchsvolle Weintrinker sind empfänglich für Neues, die wollen nicht den Tausendsten Merlot oder Sauvignon.

Die Infrastruktur hier ist entsetzlich, wie kommt die Flasche zum Kunden?

Die Logistik ist eine Herausforderung, das stimmt, und zwar eine Doppelte. Zum einen müssen die Flaschen per Lkw über die Türkei nach Mitteleuropa. Das läuft ganz gut. Vorher aber muss ich erst mal leere Flaschen aus dem Ausland einführen, weil es in Georgien keine Produktion gibt, die unseren Ansprüchen genügt.

Es gibt Menschen, die behaupten, nach dem unschönen Ende als Vossloh-Chef habe sich Schuchmann in einen Schmolzwinkel zurückgezogen – so weit weg, wie es eben ging.

Ich schmolle nicht. Ich habe bei Vossloh fantastische Zeiten erlebt und bin dort im richtigen Augenblick ausgeschieden.

Hängt Ihnen das noch nach: der Machtkampf gegen den damaligen Aufsichtsratschef Kajo Neukirchen, die Art, wie die Eigentümerfamilie Sie fallen gelassen hat?

Ich habe fast acht Jahre mit Kajo Neukirchen gut zusammengearbeitet, das bleibt in Erinnerung. Was es an Streit gab, ist erledigt. Und die Familie hat eine Entscheidung getroffen. Ob sie richtig war oder nicht, muss sie selbst entscheiden. (Schuchmann schenkt ein.) Das ist ein Saperavi 2005, ausgebaut, also vergoren, in der Ton-Amphore, dann 24 Monate in französischen Eichenfässern gelagert, etwas Besonderes. Wie finden Sie den?

Schmeckt mir gut. Mehr kann ich nicht sagen, ich bin Münchner, aus der Stadt weltberühmter Biere. Ist es schwer, als Unternehmer in diesem Land Fuß zu fassen?

Im Gegenteil, das Wirtschaftssystem ist eines der liberalsten der Welt. Es ist unkompliziert, Grund zu erwerben, das Rechtssystem ist dem deutschen ähnlich.

Aber die politischen Verhältnisse sind unsicher. Ein neues Regime kann doch einen Systemwechsel bedeuten, samt Verstaatlichung oder Bodenreform.

Man hat hier sehr konsequent einen unumkehrbaren Schritt Richtung Privatisierung gemacht. Auch bei einem Systemwechsel bräuhete eine neue Regierung Investoren. Das Land ist arm, die Industrie ist kollabiert, die Exportwirtschaft schwach. Georgien braucht Kapital und Know-how – das weiß man hier.

Wie man abkassiert offenbar auch. Korruption soll allgegenwärtig sein.

Das mag es hier und da geben. Mir allerdings ist kein Fall bekannt, und von mir wollte nie jemand Schmiergeld.

Aber die gefürchtete Steuerpolizei schaut gelegentlich bei Ihnen vorbei?

Natürlich, aber wir halten uns an die Gesetze und die auch, das Verhältnis zu den Steuerbehörden ist sehr entspannt. Ein Beispiel: Man hatte mich gebeten, Steuerrückforderungen zu stunden, weil die regionale Verwaltung klamm war, aber die Gehälter für die Lehrer zahlen musste. Ein Jahr später war das Geld da. Georgien lebt von der Hand in den Mund, aber man wird am Ende korrekt behandelt.

Wie sicher ist man hier eigentlich?

Oh Gott, ja, es gibt Leute die vermuten hier hinter jedem Baum einen Gangster mit einer Kalaschnikow. Ich fühle mich

hier sicherer als manchmal in Frankfurt oder Berlin.

Bürgerkrieg und der Schlagabtausch mit Russland sind noch nicht lange her, und die Krisenregion Südossetien liegt Luftlinie 50 Kilometer von hier. Ich war in diesem Jahr zwei Kilometer von der Grenze zu Südossetien Ski fahren – und habe mich sicher gefühlt.

Ein Konkurrent mehr: Die Weinbauern haben Sie sicher nicht gerade mit offenen Armen empfangen, oder?

Ich bin ganz offen empfangen worden. Die Leute hier sind klug genug, um zu

wissen, dass jeder Erfolg, den ich mit georgischem Wein erziele, allen nützt, dass sie in diesem Fahrwasser auf neuen Märkten Fuß fassen können.

Und jetzt wollen Sie auch noch das Winzerwesen revolutionieren, mit einer Art dualen Ausbildungssystem wie in Deutschland. Stimmt das?

Eine Mischung von Theorie und Praxis in der Ausbildung gibt es hier nicht, ich denke aber, dass das gut wäre. Also machen wir das jetzt hier auch. Ich habe dafür niemanden gefragt. Man sollte nicht immer zu viel fragen.

Wie wird man hier eigentlich als Deutscher aufgenommen?

Die Gastfreundschaft der Georgier ist groß, das Ansehen Deutschlands enorm. Ich habe Kontakte zu georgischen Familien, manchmal muss man da sogar ein wenig bremsen, denn jeder, der einlädt, gibt das Letzte, um seinen Gast glücklich zu machen.

Sie offenbar auch, immerhin geht Staatspräsident Michail Saakaschwili angeblich bei Ihnen ein und aus.

Nicht nur er, auch seine Frau mit Freunden.

Der Präsident redet oft davon, dass sich das Land erholt – sehen tut man davon nichts. Welche wirtschaftlichen Perspektiven hat Georgien?

Georgien hat unter dem Krieg und der Finanzkrise sehr gelitten und erholt sich nur langsam. Das Land hat zwei Chancen: Wein und Tourismus. Mit Letzterem hat das Land aus Zeiten der Sowjetunion immerhin Erfahrung.

Die dürfte heutzutage kaum mehr etwas nützen. Daneben ist die Infrastruktur baufällig oder veraltet.

Es stimmt, man muss hier viel investieren, aber das geschieht ja derzeit und braucht seine Zeit. Generell hat Georgien als Reiseziel viel zu bieten: Es ist ein unglaublich schönes Land mit einer abwechslungsreichen Natur, Stränden und Bergen. Es wird gut gekocht und gewürzt, und es existieren jede Menge Kulturgüter. Georgien ist eine der Wiegen des Christentums. Das Christentum hat sich von hier Richtung Europa verbreitet.

Eines hat sich hier nicht verbreitet: der Korkenzieher. Stimmt es, dass ein georgischer Winzer keinen braucht?

(lacht) Deutsche Winzer zapfen auch aus dem Stahlkork. Aber ernsthaft: Auch ich lagere den Wein in Ton-Amphoren, die im Boden eingelassen sind. Das ist in Georgien seit Jahrtausenden so üblich. Es ist schon ein besonderes Erlebnis, sich daraus ein Gläschen zu schöpfen. In Stahlkork steuert der Mensch die Temperatur des Weines, hier tut das die Natur.

Das Gespräch führte Nikolaus Doll

Jahrzehntlang war Stahl Burkhard Schuchmanns Geschäft: Weichen, Schienenbefestigungen, Lokomotiven, zuletzt Kräne. Der 69-Jährige hat alles hinter sich, was eine Karriere als Vorstands- und Aufsichtsratschef bieten kann: Börsengänge, Übernahmen, gewonnene und verlorene Machtkämpfe, den Weg aus bescheidenen Verhältnissen zum Millionär. Im Rentenalter hat er noch einmal einen Neuanfang gewagt: Der frühere leitende Angestellte wurde Firmengründer – als Winzer. Auch in diesem Beruf packte ihn bald der Ehrgeiz. „Das Weingut Burkhard Schuchmanns ist nicht das größte im Land, aber das bestgeführte, unser Vorzeigunternehmen“, sagte Georgiens Landwirtschaftsminister Bakur Kvezereli der „Welt am Sonntag“.

WELT AM SONNTAG: Herr Schuchmann, Sie tragen hier, inmitten Ihres Weinbergs, geschlossene Schuhe und Kniestrümpfe, obwohl es hier elend heiß ist. Sie wissen schon, dass sich da ein Verdacht aufdrängt?

BURKHARD SCHUCHMANN: Welcher Verdacht? Das schützt mich vor den Diteln und Mücken im Weinberg.

Und vor Blicken. Dann sieht man nicht, dass Ihre Füße blau-violett sind. (lacht) Es ist richtig, dass ich gelegentlich selbst in den Bottich zum Traubentreten steige und dass die roten Saperavi-Trauben derart färben, dass man die Farbe kaum mehr wegbekommt. Aber heute trägt man dabei meistens Gummistiefel. Das ist hygienischer.

Hört sich nach Schwerarbeit an. In erster Linie macht es Spaß, das ganze Team stampft mit, wir singen und tanzen, da kommt richtig Rhythmus rein.

Legen Sie auch sonst Hand an?

Klar, bei der Ernte, aber auch bei der grünen Lese, wenn man von den dann noch unreifen Trauben einen wesentlichen Teil wegschneidet, um die verbliebenen Reben stärker zu machen. Die Georgier haben mich zuerst für verrückt gehalten. Der Deutsche schmeißt ja die Hälfte der Ernte weg, hieß es kopfschüttelnd. Aber so bekommt man bessere Qualität.

FEIERABEND



Burkhard Schuchmann